Schluß der Sitzung sich entfernt und über die weiteren Gegenstände nicht berichtet haben. Besonders schlimm ist es in Schöneberg, wo eine Sitzung des Stadtparlaments von 6 bis 1,30 Uhr nachts, eine andere sogar von 6 bis 2,30 Uhr nachts gedauert hat. Die Frauen der Stadtverordneten haben in einer Eingabe gegen diese ungebührliche Ausdehnung der Sitzungen protestiert. Sie sollten ihren redseligen Männern doch die Hausschlüssel entziehen!

Verschacherung deutscher Kriegsflaggen für Zigaretten. Wie der „B. L.-A." aus Danzig meldet, sollten auf einem nach Kiel abzuschleppenden deutschen Linienschiff einige Säcke mit Kriegsflaggen mitgenommen werden. In einem unbewachten Augenblick wurde vor einem Schuppen ein Sack gestohlen und aufgerissen, in dem sich etwa 200 deutsche Flaggen befanden. Arbeiter stürzten sich sofort auf den Inhalt, gingen zu dem im Hafen liegenden englischen Kreuzer und tauschten dort etwa 50 Flaggen gegen Tabak, Zigaretten und Seife ein. Ein Arbeiter verschacherte 4 Kriegsflaggen für 50 Zigaretten.

Rätsel-Ecke.

Skat-Aufgabe.

Das eigentliche Skat-Spiel kennt nur die „Frage" und das „Solo". Dann kam das Tourné hinzu. Grand und Null wurden erst viel später aus Deutsch-Solo hinübergenommen. Wir werden daher bei unseren Aufgaben stets angeben ob in dem jedesmaligen Falle die Älteren oder die neueren Regeln gelten sollen. — Wir müssen französische Karten, weil diese die bekannteren, verwenden. Aufgabe nach Älterer Regel ohne Grand und Null.

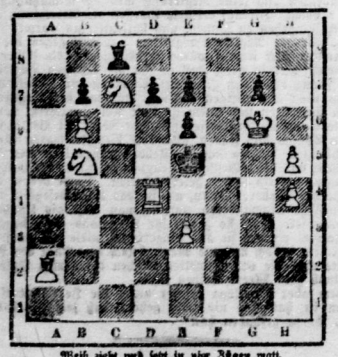
Sie sagen Eichel-Solo an und haben in der Hand:

Im Skat liegen:

Sie spielen also Eichel-Solo mit 6 Matadoren. Die Gegner sind in der Vorhand und machen das Spiel mit 63 Points verloren. Wie fallen die Karten.

Schach.

Aufgabe Nr. 2208.
R. Holstein.



(9—9)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Weiß: Kg6, Td4, Le2, Bc3, c7, b4, e3, h4, h5.
Schwarz: Ke5 Lc8, Bc3, b7, d7, e6, e7, g7, h6.

Im Januar d. J. fand in Wien ein Match zwischen den Meistern Rotl und Dr. Tartakower auf sechs Partien statt, welcher von letzterem bei einer Stunde von 5:2 bei 3 Remisen gewonnen wurde. Herr W. Shagan gab die Partien dieses Kampfes in einer hübschen, sehr empfehlenswerte Broschüre heraus. Die nachfolgende dramatische

Partie Nr. 2130.

ist diesem Büchlein entnommen

Wiener Partie.

Weiß: Dr. Tartakower. — Schwarz: Rotl.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sb1—c3 Sg8—f6
3. Lf1—c4 c7—c6

Ein untheoretischer Zug, nach dem Schwarz in große Schwierigkeiten kommt.

4. d2—d4! Lf8—b4!
5. d4×e5 Sf6×e4
6. Dd1—d4 d7—d5!
7. e5×d6 0—0
8. Sg1—f3

Interessant wäre 8. Lf4, L×d6, 9. L×d6, S×d6. 10. 0—0—0, Dg5+ 10. D×g2

8. . . . Se4×c3
9. b2×c3 Lb4×d6
10. 0—0 Dd8—f6!

Am besten. Sonst wird der weiße Angriff zu stark.

11. Dd4×f6 g7×f5
12. Tf1—d1 Ld6—c5
13. Sf3—d4 Sb8—d7
14. Lc1—h6 Tf8—e8
15. Td1—d3 Sd7—e5
16. Td3—g3+ Se5—g6
17. Ta1—d1 Lc5—f8
18. Lh6—c1 Lc8—d7
19. f2—f4

Auch 19. h4 führt zu keinem Resultat, z. B. 19. h4, Ld6 20. h5, L×g3 21. hg! L×f2+ 22. K×f2, hg oder 20. f4, Kf8 21. Sb3, Le6!

19. . . . Ta8—d8
20. h2—h4 h7—h5
21. Lc4—d3

Falls 21. Lb3, so c5

21. . . . . c6—c5
22. h4—h5 c5×d4
23. h5×g6 h7×g6
24. c3×d4 Ld7—c6

Schwarz hat nunmehr den anscheinend gefährlichen Angriff von Weiß völlig abgeschlagen. Für die bessere Bauernstellung des Weißen bietet das bessere Figurenspiel des Schwarzen genügende Kompensationen.

25. c2—c3 b5—b4
26. Ld3—c4 b4×c3
27. Tg3×c3

Schlecht wäre 27. T×g6+, Lg7!

27. . . . . Lc6—a4
28. Lc4—b3 La4×b3
29. a2×b3 Td8—d5

d4—d5 mußte verhindert werden.

30. Kg1—f2 f6—f5

Am besten war 30. . . ., Ke8—d8, 31. Le3, Lc5, 32. Tc4, Lb6 nebst Heranziehen des Königs.

Schwarz, der von hier ab in großer Zeitnot war, verliert so viele Tempi, daß Weiß Zeit hat, mit seinem König entscheidend einzugreifen.

31. Lc4—c3 Ta8—b8?
32. Kf2—e2 Lf8—b4
33. Tc3—c7 a7—a5
34. Td1—c1 Tb8—d8
35. Tc7—c8 Kg8—f8
36. Ke2—d3 Kf8—e7
37. Tc1—c6 Td5—d6
38. Kd3—c4 Td6×c6+
39. Tc8×c6 Td8—d6?

Das war wohl der sicherste Zug am Brette.

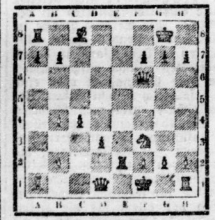
40. d4—d5! Td6—d7
41. Le3—c5+ Lb4×c5
42. Kc4×c5 Td7—b7
43. d5 d6+ Ke7—d8

Auf Kd7 entscheidet 44. Tc7+

44. Tc6—b6 und gewinnt z. B.
44. . . . Ta7 45. Tb3+, Kd7
46. Kb6 u. s. w.

Kombinationsperlen:

Ed. Lasker. Nr. VI.



Dr. Steadman.

Stellung eines am 15. Januar 1913 zu London gespielten Damengambits nach dem 17. Zuge von Weiß.

Schwarz gewann durch folgende hübsche Kombination:

17. . . D×f3!
18. gf, Lh3+
19. Kg1, Ta6!

Weiß gibt auf da Th8—a6—g6 nicht zu parieren ist.

Schachmiszellen Nr. 3.

Die Gunst des sehr reichen Landgrafen und nachherigen Kurfürsten Wilhelm IX. von Hessen-Kassel hat mehr als alles andere das Glück des Hauses Rothschild begründet. Maier Amschel verdankte die Bekanntschaft mit dem Kurfürsten dem hannöverischen General von Estorff. Sein erstes Erscheinen vor seinem späteren Gönner ist hochinteressant und verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Als Maier beim Landgrafen eintrat, spielte dieser gerade eine Partie Schach mit dem General. Auf den Augenblick wartend, bis man von seiner Gegenwart Notiz nehmen werde, stand Maier Amschel als Zuschauer zur Seite. Unwirsch über das für ihn sehr schlecht stehende Spiel blickte der Landgraf um sich und sah seinen neuen Hofagenten (wenigstens wollte er ihn dazu machen). „Versteht er auch etwas vom Spiel?" redete er ihn an. Rothschild antwortete mit ja, bat um die Erlaubnis, seinen Rat zur Rettung der Partie erteilen zu dürfen und gab dann mehrere Züge an, durch die das Spiel zugunsten des Fürsten entschieden wurde. „Herr General, Sie haben mir keinen Dummen recommandiert!" war die Belohnung, die Amschel für sein trefflichen Spiel einheimste. Und als der General von Estorff meinte, Maier Amschel würde auch in geschäftlichen Dingen ebenso klar urteilen, brummte der Landgraf: „Wollens hoffen!" Ein Nummer aber war Maier Amschel nicht; das zeigte sich bereits nach den ersten Geschäften, die der Kurfürst in seine Hand legte.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 56 — Sonntag, den 17. August — 1919

Der rote Kersten.

Roman von Richard Skowronnek.

6. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Rabe-Christoph hatte unter der Wucht der Anklagen den Kopf auf die Brust sinken lassen.

„Franz, ich bin damals nicht ganz so schuldig gewesen, wie Sie vielleicht glauben. Und zeigen Sie mir jetzt irgend einen Weg, auf dem ich sühnen kann, was ich damals begangen habe — ich will ihn mit Freuden einschlagen."

Franz Kochanski hatte seine kühle Haltung wiedergefunden.

„Sühnen, Herr von Kersten? Das ist natürlich Unsinn, denn es steht nicht in Ihrer Macht, wieder gutzumachen, was damals geschehen ist. „Können Sie dem alten Manne den Verstand wiedergeben? Nein! Meiner Schwester ihre Unschuld oder mir meine unverdorbenen Augen von damals? Auch nicht! . . . Aber darum handelt es sich jetzt auch gar nicht, ich habe nur den Fehler begangen, mich wieder einmal fortreißen zu lassen. Im übrigen beruhigen Sie sich über die alten Geschichten. Mein Vater ist glücklich, denn ein mitleidiges Schicksal hat ihm die Erinnerung an die traurigste Stunde seines Lebens ausgelöscht, meine Schwester aber und ich, wir haben, jedes auf seine Weise, uns unser Schicksal selbst zurechtgeschnitten. Ich bin ein Philosoph geworden, der mit Gleichmut die Unbilden des Lebens erträgt, und meine Aussichten für die Zukunft sind nicht schlecht. Mein Einfluß unter den Leuten, die mir zuhören, wächst langsam aber sicher, und eines Tages werde ich mich in den Reichstag wählen lassen. Auf welcher Seite des Hauses ich sitzen werde, können Sie sich wohl denken. Meine Schwester aber — ich rechne es Ihnen übrigens nicht gering an, daß Sie zartfühlend genug gewesen sind, ihren Namen die ganze Zeit über nicht in den Mund zu nehmen — ja also die hat auch ihr bescheidenes Zipfelchen Glück noch gefunden. Sie hat einen Mann geheiratet, der großherzig genug war, ihr den Fehltritt nicht anzurechnen, den sie als halbes Kind noch begangen hatte, und — soweit ich berichtet bin, ist es eine herzhafte Ehe geworden. Sie hat ihrem Gatten — Heinrich Volland heißt er und grenzt mit seiner Besitzung an Ihr Gut Dembina — drei Jungen geschenkt, und der Vater ist ein so prächtiger Mensch, daß er zwischen ihnen und dem ihm Zugebrachten keinen Unterschied macht. Nach den Begriffen Ihrer bisherigen Herren Kameraden vielleicht kein Gentleman, aber wir Proleten nennen es anders. Wir sagen Charakter und Seelengröße dazu! . . . ."

Rabe-Christoph war einen Schritt zurückgetreten, als hätte er einen Stoß gegen die Brust bekommen. Er riß die Augen auf, und die Worte kamen ihm nur stockend von den Lippen . . .

„Was sagen Sie da, Franz? . . . Ihre . . . Schwester . ."

„Ja, Herr von Kersten, die hat ihrem Manne einen Jungen zugebracht, der eigentlich . . . aber spielen Sie jetzt nur Komödie vor mir oder haben Sie das wirklich nicht gewußt?

„Franz, ich schwöre Ihnen. . ."

„Ach was, schwören! Unter dem Aushängeschild werden in der Regel die gröbsten Lügen in die Welt gesetzt. Aber ich will's Ihnen glauben. Das Schloß Jablonowo liegt ja von dem Dorfe gleichen Namens ungefähr ebensoweit entfernt, als das Reich China von der westlichen Kultur, und von Ihrem eigenen Gute Dembina kennen Sie zur Not die Stellen, an denen zur Zeit der Birsche auf einen Rehbock zu hoffen ist. Also ja, Herr von Kersten, Sie haben einen Sohn, aber beruhigen Sie sich, es ist dafür gesorgt, daß er's nicht erfährt, wer sein Vater ist! . . . . Aber um

aber überschwengliche Worte zu machen, war ihm nicht gegeben. Und schließlich, er konnte dem Menschen nach allem, was zwischen ihnen vorgegangen war, doch nicht um den Hals fallen, ihn gar womöglich zu einer Flasche Sekt einladen? Gewiß, er verdankte ihm die Rettung aus schweren Seelennöten, von ihm stammte der Gedanke, mit einem Leben voll ehrlicher Arbeit die Vergangenheit zu sühnen, aber der merkwürdige Mensch hatte ja zu wiederholten Malen und ganz ausdrücklich gesagt, er täte es nur um seinetwillen! Ordentlich in verletzender Form hatte er's gesagt, also da wäre es doch geradezu entwürdigend gewesen, sich ihm noch mehr aufzudrängen. . . Nur wie sich die Zeiten geändert hatten! Vor wenigen Jahren noch waren aus dem Schlosse die abgelegten Kleider in die Schulmeisterwohnung gewandert, um Kochanskis Franz damit auszustaffieren. Heute aber war der Schulmeisterjunge vor ihm hingetreten und hatte ihm von seinem geistigen Ueberflusse ein paar Brocken zugeworfen, ein paar abgelegte Gedanken, die ihm sein ganzes bisheriges Leben in einem neuen Lichte zeigten, und die es ihm ermöglichten, dem Regimentskommandeur ein gründlich motiviertes Abschiedsgesuch zu schreiben, worin alles enthalten war, was er soeben erst gehört hatte, daß seine wahre Ehre durch den gestrigen Zwischenfall nicht im geringsten berührt worden sei, daß er aber einsehe, er könne mit solchen Anschauungen in dem Offizierkorps des Regiments nicht verbleiben. Der Zwischenfall aber veranlaßte ihn, einen längst schon gehegten Plan in die Wirklichkeit zu übersetzen, in einem bürgerlichen Berufe voll ehrlicher Arbeit, na und so weiter. . . Der Kommandeur sollte Augen machen, wenn er den Brief bekam! Von wem all die neugedackene Weisheit stammte, das brauchte er ihm ja nicht zu verraten. Und, was die Hauptsache war, die Kameraden konnten jetzt über ihn nicht mehr die Achseln zucken, denn er handelte ja nur in Ausführung eines längst schon gehegten Prinzips. Und — so urteilen sie dann wohl — ein bißchen verdreht war er ja schon immer gewesen, der gute Rabe-Christoph, aber dazu gehörte doch entschieden Mut, so der ganzen Gesellschaft, in der man bisher gelebt hatte, den Krieg anzusagen. . .

Während Rabe-Christoph schon emsig an dem für den Regimentskommandeur bestimmten Brief schrieb — der alte lag zerrissen im Papierkorbe —, war Siebenlehner wieder in die Stube getreten und pflanzte sich mit seinem vorwurfsvollen Duldergesichte neben der Tür wie eine Schildwache auf. Da hielt Rabe-Christoph einen Augenblick lang inne und lachte auf, ein lautes und fröhliches Lachen. „Laß nur, mein Junge, es hat keine Gefahr mehr, und diesen Brief da kannst du ruhig besorgen. Ich habe mich anders besonnen und mit Gottes Hilfe den untersten Grund meiner Natur wiedergefunden. Arbeiten will ich und ein ganzer Kerl werden! Aber jetzt geh hin und pack mir alles von Zivilsachen, was da ist, in die beiden großen Koffer. Mit dem Nachmittagszug geht's hoffentlich schon in die weite Welt hinein!" . . . .

Da faltete der blasse Bursch an der Tür die Hände und sprach mit einem inbrünstigen Blick zum Himmel die Worte: „Vater, ich danke dir, daß du meinen Herrn auf den richtigen Weg geführt hast!" — — —

Fortsetzung folgt.

Die Vollendung Utopias.

Von Hans Wohlbold.

Ein früher Abend brach über die Bergwelt herein, und in der einzigen Stube der Schutzhütte war es bereits um vier Uhr dunkle Nacht. Doktor Heinz Borsenius zündete mit zitternden Fingern das letzte Kerzenstümpfchen an, das ihm noch geblieben war. Seine Kraft genügte kaum, den Widerstand zu überwinden, den das Streichholzkopfchen an der Reibfläche fand, und als es hell aufbrannte, mußte er zuerst die müden Augen schließen, denen die Helle weh tat. Ringsum waren kahle schwarze Wände. Ein paar Decken, die in einer Ecke lagen, bildeten seit einer Woche die Lagerstatt des jungen Nationalökonomen. Der eiserne Miniaturofen, für den schon lange kein Scheit Holz mehr da war, stand kalt in der Ecke. Ein Stück Brot lag vor dem Doktor auf dem rohen Holztisch, das letzte, das er noch hatte. Er war außerordentlich spartam mit seinen Vorräten umgegangen, aber sie hatten ursprünglich überhaupt nur zwei bis drei Tage reichen sollen. Nun waren sie ganz zu Ende. Neben dem Brot lag, von der Kerzenflamme beleuchtet, ein dickes Manuskript: „Die Vollendung Utopias" stand oben auf der ersten Seite. Als Untertitel trug es mit des Doktors regelmäßigen und doch in ihrer Art kleinen Schrift sorgfältig hingemalt die vielverheißenden Worte: „Ein Weg zur Erlösung der Menschheit aus aller Sorge und Not." Wenn Borsenius aufblickte, so sah er durch das einzige Fensterchen, das ihm gegenüber lag, in die finstere Nacht hinaus. Die Kerzenflamme spiegelte sich im Glas. Sie erhellte es etwas und sie warf auch noch ein schwaches Aufblitzen in die Nacht hinaus. Aber so schwach dieses auch war, es genügte, dem Doktor das Schneetreiben zu zeigen, das draußen in schrägen weißen Bändern vorüberwehte, in Bändern von Flocken, die der wilde Sturm fortfrieb, unter dessen Anprall die Hütte in allen Fugen stöhnte. Genau sieben Tage waren vergangen, seit Heinz Borsenius in die Schutzhütte gekommen war. Wirklich nur eine Woche — dachte er, und stagte sich, ob es denn nicht schon vor tausend Jahren gewesen wäre, als er über die herbstbunten Matten emporstieg, durch die Wälder, in denen schon das fahle Laub auf dem Boden lag und über den dunklen Fels der letzten steilen Höhen. Wie hatte er sich gefreut, als er endlich die Hütte erblickte, die wie ein kleiner Würfel am Rand der Moräne lag, in einem von Neuschnee weißschimmernden Hochtal, das von mächtigen Höhen umrahmt wurde. Blauschillerndes Eis funkelte im Sonnenlicht und vom reinen Himmel wie klares Glas. Staubfein breitete sich weithin der Schnee, über den ein buntes Farbenspiel glühte, wenn die zahllosen Kristalle in allen Tönen des Regenbogens spielten. Ueber die schimmernde Eiswelt hinweg war der Blick zur Tiefe frei, weit drunten lagen die herbstlichen Wälder wie Flecken von Blut und Gold zwischen brauner kahler Krume, und neben dem schwarzen Teppich der Tannen grüßte ganz vereinzelt das letzte Grün herauf, das der Sommer noch zurückgelassen hatte.

An der gleichen Stelle, an der Borsenius jetzt in dumpfer Verzweiflung saß, hatte er damals in ganz anderer Stimmung sein einsames Abendbrot verzehrt, um dann beim Kerzenschein noch etwas in seinem Manuskript zu blättern, das er im Rucksack mit heraufgebracht hatte. Er wollte es jetzt, da es nach der stillen, mühsamen Arbeit mehrerer Jahre fertig war, noch einmal ganz durchlesen, es Seite um Seite langsam genießen, hier oben in den Bergen, wo er hoch über den Leiden und Kämpfen der Menschen stand, so hoch, wie sein Werk selbst über allem erhoben war, was bisher Menschenherzen erlitten, Menschenhirne ersonnen hatten. Jetzt durfte er noch einmal allein mit seiner Arbeit sein und sie genießen nur ihn. Bald ging die dann in die Welt hinaus, sie wurde in den lauten Kampf des Tages gezerrt, mit ihm selbst und mit seinem Namen, um den sich bisher niemand gekümmert hatte. Sie trug Gedanken von unerhörter Kühnheit in das Leben hinaus, sie brachte ein neues Evangelium, das die Menschen von aller Not, aller Sorge des Alltags erlösen mußte.

Sieben Tage, seinen Ewigkeiten lagen zwischen jenem ersten Abend, an dem der Doktor so glücklich gewesen war — und heute? Am ersten Morgen, als er erwachte, trieben draußen die Flocken über die Berge, und seitdem hatte das Wetterer nicht eine Stunde lang aufgehört. Er hatte weder am Tag die Sonne, noch Sterne und Mond in der Nacht gesehen. Es gab ringsum nichts anderes, als allein eine ungeheure, weiße Einsamkeit, die Finsternis, die er nur auf einem geringen Umkreis zu erhellen vermochte, während sie schon in einiger Entfernung verschwand in dem wilden Treiben und Wirbeln der Flocken. Der Schnee schichtete sich um die Hütte und hatte sie längst unter sich begraben gegabt, würde der Gefährte nicht immer einen verzweifelten, stundenlangen Kampf gegen diese furchtbare Umklammerung gesührt haben. Mit Anspannung seiner ganzen Kraft gelang es ihm stets aufs neue, den Schnee wenigstens an der Vordertüre des Schutzhauses wegzuschaufeln. Aber ringsum gab es kein Hinderlis für die weißen Massen, die alles unter ihrer Last begruben und erstickten — die blauen Eisblöcke und die kahlen schwarzen Felsen, die an der Moräne standen. Alle Umrisse lösten sich auf und alle Kanten verschwanden, nur leicht gewellte Flächen blieben, deren Höhen und Tiefen sich mehr und mehr ausglichen. Der Blick ins Tal wurde nie mehr frei. Kein Bote des Lebens kam jemals, als nur ein Geier, der einst in einer Abendstunde mit schweren, langsamen Flügelschlägen plötzlich aus dem Flockentanze kam, um wieder darin unterzutauchen.

Sieben Tage und sieben Nächte lang trug Borsenius die Not, die ihn immer düsterer umklammerte. Von Stunde zu Stunde wurde es kälter und einsamer um ihn. Jetzt war er beim letzten Stück Brot und beim letzten Kerzenstümpfchen angelangt. Eine einzige Kälte durchschauerte ihn. Mit verklammten Fingern schrieb er schließlich noch einen Brief an seine Braut. Jetzt lag er steif vor ihm und er wunderte sich über die fremde, zitternde Handschrift, die er selbst nie als die seine erkannt haben würde. Der Schneesturm blies durch alle Fugen, so daß die Kerzenflamme unruhig hin und her flackerte. Sausend und heulend ging er um die Hütte, wie alle die endlosen Tage und Nächte schon, wie ein hungriges, wildes Tier, das seine Beute umlauert und auf den Augenblick wartet, wo sie ihm zum Opfer wird.

Doktor Heinz Borsenius erhob sich mit wankenden Knien. Das harte Brot hatte er gegessen. Nun war alles zu Ende. Aber hier an dieser Stelle zu sitzen und auf den Tod zu warten, das schien ihm unerträglich. Er hüllte sich in den Mantel so gut es ging und preßte den Hut in die Stirn; dann griff er nach dem Bergstock und ging zur Tür. Der Sturm riß ihm die Klinke aus der Hand als er öffnete und er schmetterte sie hinter ihm in den Rahmen, daß die Hütte in allen Fugen krachte. Bis an den Leib versank er in den Schnee, aber er arbeitete sich weiter. Er wußte, daß er ins Verderben ging, aber wenn er nur an den dunklen Raum dachte, aus dem er kam, so packte ihn das Entsetzen. Er blickte zurück und sah das Fenster, hinter dem die Kerze noch brannte. Das kleine gelbe Viereck feuchtend hinter dem Vorhang aus tanzenden Flocken, und plötzlich verschwand es. Die Kerze war verlöscht und die Finsternis richtete sich zingsum wie eine Mauer auf. Borsenius tastete sich weiter, grub sich durch den Schnee, in dem er fast versank, und seine Kraft zehrte sich auf, so wie die Flamme die Kerze verzehrt hatte, bis sie schließlich erlosch.

Als der Morgen fahl und kalt heraufdämmerte, hatte das Schneetreiben aufgehört, aber der Sturm heulte noch mit ungeminderter Kraft. In die Schutzhütte fiel das Licht durch die festgefrorenen Scheiben und breitete eine notdürftige Helle über den armseligen Hausrat. Und plötzlich ging die Sonne auf, ein goldenes Leuchten flammte herein, die Stube war in Glanz und Licht getaucht und die Eisblumen an den Fenstern funkelten wie Diamanten. Auf dem Tisch lag noch der Brief und das Manuskript. Der Titel des Buches lag oben auf, das weiße Blatt leuchtete förmlich im Sonnenlicht und die Worte standen scharf auf dem hellen Grund: „Die Vollendung Utopias. Ein Weg zur Erlösung der Menschheit aus aller Sorge und Not."

Frauen-Fachschulen.

(Nachdruck verboten.)

Trotz der politischen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne, die ihr der neue deutsche Staat geschenkt hat, erlebt sie doch im gleichen Maße, wie es vor dem Kriege der Fall gewesen ist, häufig eine oft völlig unberechtigte Zurücksetzung hinter dem Mann. Wenn es für den Arbeitgeber gilt, zwischen beiden seine Wahl zu treffen, dann wird er sich fast immer für den Mann entscheiden, wenn nicht persönliche Interessen mitsprechen. Die Frau kann sich also nicht einmal auf das rasch geprägte Schlagwort unserer Zeit berufen: Völlige Gleichberechtigung bei gleichen Leistungen, sondern muß sich immer und immer wieder bescheiden. Diese Erkenntnis würde für die meisten erwerbsuchenden Frauen niederdrückend wirken, wenn es dafür keine Gegenmittel gäbe. Dieses heißt: möglichste Erweiterung der eigenen Kenntnisse.

Im bevorstehenden Konkurrenzkampf, der ganz sicher einsetzen wird, wenn erst wieder genügend Arbeitsmöglichkeiten vorhanden sind, kann nur entsprechende Leistungsfähigkeit der einseitigen Bevorzugung des Mannes als Arbeitnehmer verhindern. Diese ihr noch fehlenden Kenntnisse zu erweitern, muß deshalb die erwerbsuchende Frau mit allen Mitteln bestrebt sein. Wie nun die Erfahrung lehrt, ist diese leider von der Notwendigkeit einer erweiterten Ausbildung nur selten in dem Maße durchdrungen, als es ihrem eigenen Wunsche nach Erreichung einer einträglichen Existenz entspricht. Die hauswirtschaftlichen Ausbildungsstätten für Kriegstraute, die in vielen Städten, einem fühlbaren Mangel abzuhelfen, eingerichtet wurden, werden z. B. von jenen, für die sie bestimmt sind, nur wenig besucht, während erwerbslose Frauen und Mädchen dazu drängen. Ohne Zwang zum Besuch derartiger Ausbildungsstätten für die berufstätige Frau wird also auch eine Hebung ihrer Leistungen und damit Stärkung ihrer Konkurrenzfähigkeit nicht erreicht werden können. Wie sollen nun diese Ausbildungsstätten für berufstätige Frauen eingerichtet werden? Wie Gertrud Drache in der Zeitschrift „Die Frauenfachschule" sehr treffend ausführt, gibt es bis jetzt ca. 1500 Ausbildungsstätten in Deutschland, in denen freilich zumeist nur Töchter der gebildeten Stände aufgenommen werden, die entweder ein Lyzeum oder Gymnasium oder eine höhere Mädchen- oder Mittelschule erfolgreich besucht haben. Sie fordert aber für die aus der Volksschule entlassenen Mädchen außer den etwa schon vorhandenen Dienstbotenschulen, zur gründlichen Ausbildung in der Haushaltsführung, Handwerkerinnenschulen zur Ausbildung in allen jenen Handwerkszweigen, die der körperlichen Veranlagung der Frauen entsprechen. Weiter Schulen für Post- und Eisenbahnbeamtinnen, für weibliche Angestellte im wirtschaftlichen Großbetrieb, für technische Angestellte, für die Fabrikfacharbeiterinnen und vor allem für die Heimarbeiterinnen. Die letzte eine Forderung, der sicher alle jene freudig beipflichten werden, die die geringe Entlohnung meist vergeblich beklagten, die auf diesem Gebiet immer mit Hinweis auf die mangelhaften Vorkenntnisse den damit beschäftigten weiblichen Kräften gezahlt wurde. Sie fordert noch weitergehend nach Absolvierung der Fachschulen eine Prüfung der Schülerinnen über den Grad der erlangten Kenntnisse und Ausstellung eines Zeugnisses, das bei der späteren Anstellung ausschlaggebend sein soll.

Damit auch Mütter an dieser systematischen Ausbildung in den Fachschulen teilnehmen können, fordert sie eine Vermehrung der vorhandenen Kinderbewahranstalten und Erziehungsheimen, in denen die Kinder unter Obhut von Kinderpflegerinnen oder Aufsicht von Lehrerinnen oder Lehrern tagsüber sich aufhalten können. Die notwendige Zeit zum Besuch dieser Fachschulen muß vom Arbeitgeber bewilligt werden, sofern nicht die berufsfreien Abendstunden den Schulbesuch ermöglichen. Jedenfalls wird aber ohne einen gesetzlichen Zwang jede derartige segensreiche Einrichtung für die wirkungslos bleiben, die vor allem den Vorteil davon haben sollen: das sind die noch jungen, völlig unerfahrenen Kräfte und jene Hausfrauen, deren pekuniäre Verhältnisse sie zur eigenen Berufstätigkeit zwingen. Jenen wird das nötige Verständnis dafür fehlen, diese aber werden bei dem vollgerüttelten Maß von Pflichten, die ihrer ständig zur Erledigung harren, nur selten die nötige Zeit dazu finden.

Ein Klondyke des Ostens.

Glück und Ende der „Räterepublik Scheltoga".

Nach Schweden kehrte kürzlich ein Missionar Sandberg zurück, der etwa zwanzig Jahre lang in Ostasien gewirkt hat. Ueber ein Klondyke des Ostens erzählt er in der Zeitschrift „Barometern" folgendes:

Auf der chinesischen Seite der Grenze, die dort der Amurfluß bildet, waren vor einigen Jahren bedeutende Goldfunde gemacht worden. Das edle Metall wurde teils durch Auswaschen in den verschiedenen Wasserläufen der Gegend, teils durch Bearbeitung der Gruben zutage gefördert, die so reiche Adern besaßen, daß sich die Ausbeute lohnte. Die Entdeckung der Goldvorkommen wurde dadurch gemacht, daß ein Chinese bei der Herstellung eines Grabes für seine Mutter ganz unvermutet auf bedeutende Mengen von Gold stieß. Da ihn seine religiösen Vorschriften hinderten, sich mit der Ausgelegenheit zu befassen, so überließ er den Fund zu bestimmten Bedingungen einem von Irkutsk ausgewanderten Juden, der an der Ausbeutung ein Vermögen verdiente.

Als die Neuigkeit bekannt wurde, daß ein Mann am Amur Gold gefunden habe und buchstäblich mit einem einzigen Spatenstich steinreich geworden sei, ging es, wie es stets in solchen Fällen zu gehen pflegt. Abenteurer und Gelichter aller Art aus allen Teilen der russischen Welt strömten herbei, um ihr Glück zu versuchen, und bald wimmelten die Ufer des einst so einsamen Flusses von Menschen. Wie sich die Verhältnisse unter diesen zügellosen Scharen gestalteten, wo es weder Polizei, Militär, noch irgend eine andere Behörde gab, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, kann man sich leicht denken. Mord, Totschlag, Plünderung und andere schreckliche Verbrechen waren täglich wiederkehrende Erscheinungen. Mit einem Wort, niemand konnte seines Lebens oder Eigentums sicher sein, und die Unsicherheit in den wirtschaftlichen Goldgräberlagern war fürchterlich.

In der ersten Zeit machte man manchen guten Fund. Hatte ein Mann Gold gefunden, so pflegte er seinen Fund an irgend einen anderen oder an ein Konsortium zu verkaufen. Er erhielt zuerst eine bestimmte Summe und ferner Anteile von der Ausbeute. So war z. B. ein armer Bauer dank seinem Glück in den Besitz eines Vermögens gekommen, das nicht weniger als 40 Millionen Rubel betrug. Wie er sich dann sein Leben einrichtete, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß er sich seinen eigenen Leibarzt hielt, der allein ein Jahresgehalt von 10 000 Rubeln bezog.

Eines Tages trat indessen eine vollständige Veränderung in den Verhältnissen des Goldbezirks ein. Der Amur, der sich der Lage gewachsen und imstande zeigte, Ordnung und Sicherheit einzuführen, war ein früherer Anwalt aus Zitutsk, ein Verschickter. Es gelang ihm, die verschiedenen Interessen unter einen Hut zu bringen, und nach einiger Zeit war er so weit, daß er einen neuen kleinen Staat, die Raisrepublik Scheltoga, errichten konnte. Im wörtlicher Uebersetzung bedeutet der Name „einen Goldenen". Der Gründer des neuen Reiches wurde selbst zum Präsidenten gewählt, und seine Regierung bestand aus einem „Rat der Aeltesten". Die Gesetze für die Einwohner von Scheltoga waren drakonisch. Die gewöhnlichen Strafen selbst für geringe Verbrechen, waren der Tod, Abhacken einer Hand oder eines Armes, Landesverweisung usw. Um bei einer solchen Bevölkerung, wie man sie hier hatte, wirksam und abschreckend zu sein, waren sie indessen notwendig.

Die Folgen der neuen Ordnung der Dinge zeigten sich bald. Da die Gruben reichen Ertrag abwarfen, und die Sicherheit für Leben und Eigentum nach und nach immer größer wurde, gelang es allmählich den meisten der Goldgräber, Wohlstand und unabhängige wirtschaftliche Stellung zu erlangen. So ging die Entwicklung des kleinen Landes mit großen Schritten vorwärts, aber es blieb ihm doch nicht vergönnt, zu bestehen. Zwar hatte die russische Regierung gar nichts gegen sein Dasein, desto mehr aber die chinesische. Scheltoga lag nämlich auf chinesischem Gebiet, und die Regierung in Peking sandte verschiedentlich Boten an den Präsidenten und seine Regierung mit der Ermahnung, das Land zu räumen. Hierauf erklärte indessen die Vertretung Scheltogas nicht eingehen zu können, und schließlich antwortete China damit, daß es ein Regiment regulärer Truppen gegen die Aufrührer sandte. Der Kampf wurde schrecklich, aber die Uebermacht der Chinesen war so groß, daß es für die tapferen Verteidiger keine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang gab. Diese hatten noch dazu nicht die nötigen Waffen, während der Gegner mit modernen Gewehren und allem übrigen Kriegsmaterial versehen war. Die Goldgräber kämpften mit dem Mute der Verzweiflung mit ihren Spaten und Hacken, aber ihre Verluste waren fürchterlich. Schließlich mußten sich die Ueberlebenden über den Amur zurückziehen, und die chinesischen Truppen besetzten das Land, das die Besiegten bereits lieben gelernt hatten. Unter denen, die in die Hände der Eroberer fielen, als sie das Land besetzten, waren viele chinesische Einwanderer, und da man diese als Landesverräter betrachtete, weil sie gegen ihr Vaterland die Waffen ergriffen hatten, wurden sie alle hingerichtet, viele erst nach grausamster Folter. Noch mehrere Monate nach dem Ende des Kampfes konnte man die verstümmelten Leichen der armen Opfer den Amur hinab zum Meere treiben sehen.

Seitdem aber Scheltoga wieder unter die Herrschaft Chinas gekommen ist, hat man nie mehr gehört, daß jemand Gold am Ufer des Amur gefunden hat.

Bunte Zeitung.

Reden, nichts als Reden! Die Nationalversammlung kostet nach dem Voranschlag für 1919 2 283 718 Mark. Die Reden, die dort gehalten werden, sind also nicht gerade allzu billig zu bezeichnen. Dazu kommen die vielen Landesparlamente, die Provinz- und Kreistagungen, und vor allem die Stadt- und Gemeinderatssitzungen. In diesen letzteren hat die Redewut jetzt derart überhand genommen, daß in der letzten Zeit schon in vielen Städten die Pressevertreter von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190817038/fragment/page=0002